

**Günter Görlich**

**TELEGRAM - IMMEDIATE**

# Die Chance des Mannes

No..... | Time Sent..... To {  
Time Received.....

# Impressum

Günter Görlich

**Die Chance des Mannes**

ISBN 978-3-96521-701-0 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Das Buch erschien 1982 im Verlag  
Neues Leben Berlin.

© 2022 EDITION digital

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: [verlag@edition-digital.de](mailto:verlag@edition-digital.de)

Internet: <http://www.edition-digital.de>

I.

Muss Dich unbedingt sprechen. Erfolgt keine Absage, bin ich morgen, Donnerstag, den 12. 2., um 15.00 Uhr bei Dir im Institut.

Gruß Wolfgang Weiß

Das Telegramm gab mir Rätsel auf. Es war gestern am späten Abend in der Kreisstadt im Norden aufgegeben worden, in der, wie ich mich erinnerte, Weiß arbeitete und lebte. Ich hatte Wolfgang Weiß lange nicht gesehen. Unsere letzte Begegnung lag fünf oder sechs Jahre zurück, in der Mitte der Siebzigerjahre.

Damals arbeitete ich noch an der Universität und wollte an einem Mittag vom Hauptgebäude zur Kommode rüber, um irgendwelche Unterlagen einzusehen. Meine Zeit war knapp. Ich hatte keinen Blick für das zarte Hellgrün der Lindenblätter in der Maisonnette, auch

nicht für das lebhafte Treiben auf der Straße, ich war in Gedanken bei meiner Vorlesung. Da sagte jemand: „Schau an, der Genosse Karras. Wie immer im Trab.“

Ich erkannte Weiß, das heißt, ich brauchte ein paar Sekunden, um mir klar zu werden, dass der Mann vor mir Wolfgang Weiß war.

Er hatte sich verändert.

Mir schien er größer zu sein, das war natürlich barer Unsinn, aber auf jeden Fall breiter und imposanter, in seinem gut sitzenden hellen Anzug, trotz der Wärme mit geschlossenem Hemdkragen und korrekt gebundener Krawatte. Nur sein festes blondes Haar, niemals recht zu bändigen, erinnerte an den früheren Wolfgang Weiß.

„Na, das ist schon eine Überraschung“, sagte ich, „und dann noch vor der Uni. Vor Jahren hast du ja auch immer hier gewartet. Aber nicht auf mich.“

„Ja, vor vielen Jahren“, sagte Weiß.

Wir schüttelten uns die Hände, und da ich es wirklich eilig hatte, schlug ich ein Treffen am Nachmittag im Operncafé vor.

Weiß bedauerte, er habe leider keine Zeit, müsse zurück. Am Abend habe er auf einer Veranstaltung in seiner Kreisstadt eine Rede zu halten.

Und ich erfuhr, er war vor einigen Monaten zum Ratsvorsitzenden dieses Kreises ernannt worden.

Ich spürte, für ihn war es noch nicht selbstverständlich, diese Funktion im Zusammenhang mit seiner Person zu nennen.

Ich gratulierte ihm herzlich. Weiß hatte einen Aufstieg hinter sich. Der hatte sich in einem Jahrzehnt vollzogen. Mitte der Sechzigerjahre war Weiß aus Berlin weggegangen und hatte dort im Norden beim Rat des Kreises zu arbeiten begonnen.

„Wie geht's deiner Frau, der Monka?“, fragte ich, „und was macht euer

Junge?“

„Der Monka?“, sagte Weiß sinnend, die Zärtlichkeitsform für Monika, die er vor Jahren erfunden hatte, schien ihm nicht mehr so recht vertraut zu sein. „Ja, Monika geht’s den Umständen entsprechend. Dem Jungen auch. Manchmal reden wir von dir und den alten Zeiten. Schade, die Entfernung ...“

Für mich hatte es kaum einen Anlass gegeben, an die beiden Weiß zu denken. Durch die Zeit und die räumliche Entfernung waren die Erinnerungen verblasst.

Als wir uns an jenem Maitag vor dem Eingang der Universität verabschiedeten, nahmen wir uns vor zu schreiben, wenigstens mal anzurufen, uns vielleicht sogar gegenseitig zu besuchen, und wir wussten wohl schon, dass es bei diesen freundlichen Versprechungen bleiben würde.

Und jetzt, Jahre später, dieses Telegramm.

Ich blickte in meinen Terminkalender. Am Nachmittag des Zwölften war ein Gespräch mit einem Mitarbeiter vorgesehen. Keine dringliche Angelegenheit, ich konnte diese Sache ohne Nachteil für den Kollegen verschieben.

Also war ich bereit für Wolfgang Weiß. Ich vermerkte den Termin im Kalender und bat meine Sekretärin, mich für den morgigen Nachmittag vor unangemeldeten Besuchern abzuschirmen.

Das Telegramm versetzte mich in eine gewisse Spannung.

Was konnte Weiß von mir wollen? Unsere Arbeitsgebiete unterschieden sich, ich befasste mich mit Zeitgeschichte, er war Staatsfunktionär, Praktiker vor allen Dingen, spezialisiert auf ökonomischem Gebiet. Vielleicht stand er in der Weiterbildung, brauchte

meine Hilfe. Vielleicht war er in seiner Tätigkeit auf etwas gestoßen, was meinem Bereich zugehörte, geschichtliche Fakten oder ähnliches. Alles möglich.

Das Telegramm beschwor auch Erinnerungen herauf, die aber mehr mit seiner Frau als mit ihm zusammenhingen. Sie hieß Monika Mögelin, als sie ihr Studium Unter den Linden begann. Das allerdings lag sehr weit zurück, da musste man in das Jahr 1961 zurückgehen, in jenen ereignisreichen Herbst.

Doch Wolfgang Weiß hatte das Telegramm abgeschickt.

In diesem Augenblick wusste ich noch nicht, dass seine Bitte für mich einen unruhigen und auch aufregenden Zeitabschnitt einleitete.

Der Vormittag des 12. Februar ließ mir wenig Zeit, an die Verabredung mit Weiß zu denken. Ich jagte von einer



Besprechung zur anderen, die aber alle herzlich wenig mit meiner eigentlichen Arbeit zu tun hatten. Da ging es um die verrottete Heizung im Institutsgebäude. Ich sollte meine Autorität in die Waagschale werfen, damit endlich die Erneuerung der Anlage durchgesetzt würde. Welche Autorität? Waren dafür nicht andere Leute verantwortlich?

Da ging es um die Vorbereitung des Geburtstages einer historischen Persönlichkeit, vor Monaten noch als eine Aufgabe unter anderen in unserem Arbeitsplan vermerkt, die plötzlich durch aktuelle Ereignisse eine neue Wertung erfuhr. Nun sollten wir ran, das notwendige Material beschaffen, plausible Begründungen finden, und das Ergebnis war ein „Feuerwehreinsatz“, der mit Wissenschaftlichkeit nur sehr entfernt etwas zu tun hatte.

Der Vormittag war also recht dazu angetan, Missmut und Groll zu wecken. Meine Höflichkeit litt darunter, was mich

Frau Schirmer, meine Sekretärin,  
spüren ließ.

Zu Hause hatte ich kaum an die Weiß' gedacht, meine Frau kannte die Leute und die dazugehörigen Geschehnisse nicht. Den vergangenen Abend hatte ich benutzt, eine Arbeit weiterzuführen, die mir schon lange am Herzen lag, eine Studie über die Bündnispolitik mit der künstlerischen Intelligenz Anfang und Mitte der Fünfzigerjahre.

Kurz und gut, als ich vom Mittagessen kam, das mir an diesem Tag auch nicht sonderlich geschmeckt hatte einschließlich des Kaffees, war es kurz vor fünfzehn Uhr, und meine Sekretärin sagte: „Ich möchte Sie erinnern, um drei ist Ihr Besuch zu erwarten.“

„Danke, Frau Schirmer“, erwiderte ich, „ich hatte es fast vergessen.“

„Ich dachte es mir. Nach diesem Vormittag.“

„Ja, wenn man sich das alles vom Hals schaffen könnte. Aber ich werde es

durchsetzen. Ich werde Ordnung schaffen.“

„Das habe ich schon oft von Ihnen gehört, Kollege Karras“, sagte Frau Schirmer.

„Entschuldigen Sie, ich weiß ja“, sagte ich.

„Soll ich Kaffee kochen? Oder Tee?“

„Tee bitte. Sie können das ja wunderbar.“

Da ich die Tür zum Vorzimmer offengelassen hatte, konnte ich sehen, wie Weiß dort eintrat. Pünktlich auf die Minute.

Er trug einen Halbpelz und eine Pelzmütze, der man die Moskauer Herkunft sofort ansah.

Diesmal erkannte ich ihn gleich, vielleicht auch deshalb, weil ich auf sein Kommen vorbereitet war. Aber ich hätte ihn wohl auch auf der Straße erkannt, die Jahre nach unserer letzten

Begegnung hatten ihn nicht so stark verändert. Natürlich, älter war er geworden. Das war am deutlichsten zu sehen, als er die Pelzmütze abnahm. Das Haar war dünn.

Er sagte: „Guten Tag. Mein Name ist Weiß. Ich habe mich beim Genossen Karras angemeldet.“

„Sie werden erwartet“, sagte Frau Schirmer.

Ich stand schon in der Tür.

Weiß zog seinen Halbpelz aus, legte sorgfältig den Schal darüber und sah sich um, als erwarte er, dass ihm jemand die Kleidungsstücke abnehme.

Meine Sekretärin aber blieb an ihrem Tisch sitzen und arbeitete weiter. Sie wusste, dass sich der Kleiderhaken, für jedermann sichtbar, neben der Tür befand. Weiß musterte den nicht sehr großen Raum, mochte vielleicht denken, dass er für das Sekretariat eines nicht gerade unbekanntem Instituts etwas karg ausgestattet sei.

Ich ging auf ihn zu, nahm ihm den Pelz ab, hängte ihn an die Garderobe.

„Sei begrüßt“, sagte ich, „pünktlich wie die Maurer.“

„Was die Pünktlichkeit betrifft, so ist es wohl selbstverständlich. Ob das mit den Maurern aber heute noch zutrifft?“ Er steckte seinen Schal sorgfältig in einen Ärmel seines Halbpelzes, legte die Mütze auf die Ablage, zog seinen Anzug glatt, strich sich über das Haar und gab mir dann die Hand.

„Frau Schirmer“, sagte ich, „könnten Sie uns bitte den Tee machen.“

„Schon fertig“, sagte sie und stand auf.

Sie ging an Weiß vorbei, sah ihn an und dachte sicher, er würde auch ihr die Hand reichen. Aber Weiß war vielleicht in Gedanken schon bei unserem Gespräch, denn er folgte mir, ohne Frau Schirmer zu beachten, in mein Zimmer.

„Hier arbeitest du also“, sagte er.

„Ja, und nun schon ein paar Jahre.“

„In der Universität war’s ja auch eng.“

„Die Aufgaben wachsen, die Räumlichkeiten nicht“, sagte ich und forderte ihn auf, sich zu setzen.

Am Fenster hatte ich eine Sessecke, die sich abhob von der sonstigen Einrichtung. Sitzcouch und Sessel waren mit gelblichem Kunstleder bezogen, äußerst unpraktisch und unschön die Farbe. Unsere Einkäufer denken so gut wie gar nicht.

Weiß setzte sich ohne Zögern in den Sessel, der mit der Rückwand zum Fenster stand, konnte so das Zimmer überschauen und hatte das Licht im Rücken. Das war sonst mein Platz, wenn ich jemanden zum Gespräch dahatte.

Frau Schirmer brachte den Tee.

Weiß öffnete sein Jackett, zog den Schlips zurecht.

„Ich habe erst vergangene Woche erfahren, dass du an diesem Institut bist“, sagte er.

„Hast du dich an der Uni erkundigt?“

„Ja“

„Bin schon eine Weile dort weg“, sagte ich, und leichter Ärger kam in mir auf. Er kommt zu mir, um mich über meinen Arbeitsstellenwechsel auszufragen!

„Dein Telegramm hat mich überrascht.“

„Wieso?“

„Durch die Art, wie es abgefasst ist.“

„Ich hab's in Eile diktiert“, sagte er.

„Möchtest du Zucker in den Tee?“

„Ja.“

Er nahm drei Würfel, zerrührte sie bedächtig in der Tasse.

Sein Haar war tatsächlich stark gelichtet, die Falten auf der Stirn und um den Mund hatten sich vertieft.

Er sah mich prüfend an, und ich konnte mir vorstellen, dass er in diesem Moment über mich ähnliche Feststellungen traf.

Ich war fünfundfünfzig und er mehr als zehn Jahre jünger. Wahrscheinlich waren die Veränderungen bei mir deutlicher zu merken.

„Du hast dich also gewundert, dass ich zu dir kommen will“, sagte er.

„Ein bisschen schon. Wir haben lange nichts voneinander gehört.“

„Ich brauche deine Hilfe“, sagte er.

Er schien mir jetzt weniger selbstsicher zu sein. Er sah mich an, als hinge von meiner Antwort für ihn ungeheuer viel ab.

„Meine Frau hat mich verlassen. Vor drei Wochen. Ich begreife nicht, warum sie weggegangen ist. Sie ist hier in Berlin.“

Ich stand auf und schloss die Tür. Diese Zeit brauchte ich, um Weiß' Eröffnung aufzunehmen.

„Nach so vielen Jahren ist sie weggegangen?“

„Ja, nach fast zwanzig Jahren.“



„Ein anderer?“

„Nein, kein anderer. Das hat sie mir jedenfalls geschrieben. Und ich glaube es.“

„Ja, da weiß ich nun nicht ...“

„Du kennst sie doch“, sagte er.

„Ich kannte sie, wie sie damals war“, widersprach ich, „ist schon lange her.“

„Von dir hat sie immer viel gehalten“, meinte Weiß fast beschwörend, „du warst sehr wichtig für sie. Das weiß ich.“

Sie war für mich auch wichtig, dachte ich. Monika Mögelin war meine Entdeckung gewesen. Ich hatte ihr eine glänzende Laufbahn prophezeit und alles in meinen Kräften Stehende getan, ihr das Rüstzeug dafür zu geben. Es war nichts daraus geworden. Der Mann, der da vor mir saß, war die Ursache gewesen, dass sich meine Prophezeiung nicht erfüllt hatte. Was wäre aus Monika Mögelin geworden, wenn sie in mir nicht nur den hilfreichen

Mentor gesehen hätte? Ich glaube, sie hatte nicht die geringste Ahnung, mit welchen Gedanken und Gefühlen ich mich damals herumschlug. Die waren jetzt wieder sehr lebendig und versetzten mich in eine seltsame Stimmung. Einen Augenblick lang hatte ich das bittere und traurige Gefühl, eine Gelegenheit fürs ganze Leben vertan zu haben. Zur gleichen Zeit dachte ich im Zeitraffertempo an alles, was damals war und was hätte sein können, wenn der nicht gekommen wäre, der vor mir im Sessel hockte und mich anstarrte. Oder wenn ich nicht immer wieder gezögert hätte, schon vorher, als Weiß noch nicht da war.

Nun war es aber an der Zeit, dass ich mich zusammennahm, wieder meinen nüchternen Verstand einschaltete. Die letzte Begegnung mit der Frau lag Jahre zurück. Es war auf einem Absolvententreffen gewesen.

Doch Schluss jetzt damit. Wolfgang Weiß erwartete eine Antwort.

„Meinst du, es hat Sinn, wenn ich zu ihr gehe?“, fragte ich.

„Und wenn es nur den einen Sinn hat, dass du mir sagen kannst, was tatsächlich los ist. Ich finde keine Ruhe. Ich bin in meinen Gedanken immer wieder bei dieser Frage. Warum? Warum von heute auf morgen? Warum ohne Abschied? Warum ohne den Jungen, der doch alles für sie war? Warum ohne Rücksicht auf mich, auf meine Arbeit, die nicht gerade unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet.“ Weiß beugte sich erregt vor, presste die Knie an den niedrigen Tisch, als wollte er ihn wegschieben.

Ich kannte ihn nur ruhig, ausgeglichen, höchstens etwas ironisch.

Besonders der letzte Satz gab mir zu denken. Die Öffentlichkeit. Ich konnte mir schon vorstellen, dass so etwas in einem kleinen Städtchen Staub aufwirbelt: Die Frau des Ratsvorsitzenden verlässt Hals über Kopf die Familie.

Sie war sicher bekannt in Stadt und Kreis, das bringt die Funktion des Mannes mit sich.

„Wieso ohne Abschied?“, fragte ich.

„Ohne Abschied, ohne Ankündigung. Ja, genau so. Ich kam am Abend nach Hause, hatte einen anstrengenden Tag hinter mir und fand das Haus leer. Nur einen Brief auf meinem Schreibtisch. Es war der Tag, als der Junge wieder abgefahren war. Steffen lernt in Rostock, will zur Handelsflotte. An diesem Morgen war er wieder losgefahren, sein Urlaub war abgelaufen.“

Weiß sah mich an, schien zu überlegen, zog seine Briefftasche heraus und entnahm ihr ein Kuvert. Zögernd entfaltete er einen Briefbogen.

„Hier ist der Brief“, sagte er, „lies ihn. Du musst ihn wohl lesen. Ich bin ja zu dir gekommen.“

Die Schriftzüge erkannte ich sofort. Die Schrift der Monika Mögelin war damals

schon ausgeprägt gewesen, sehr gleichmäßig, ohne Schnörkel, gut leserlich. So war sie geblieben.

Aber ich musste mir erst die Brille vom Schreibtisch holen, gewann dadurch Zeit, denn auf einmal erschien mir der ganze Vorgang hier in meinem Arbeitszimmer, in dem ich schon manche heiße Debatte in fachlichen Dingen erlebt hatte, doch recht seltsam und sehr privat. Es war mir peinlich, in diese ureigene Sache der beiden hineinzuschauen. Sicher würde sich das durch den Brief noch verstärken, den Weiß mir nun preisgab.

Ich nahm die Brille, setzte mich in den Sessel und begann den Brief zu lesen.

Lieber Wolfgang!

Ich gehe heute von hier weg, von Dir und dem Haus. Den Brief schreibe ich am frühen Morgen, oben im Schlafzimmer, das ich auch in dieser letzten Nacht allein zur Verfügung hatte.

Du bist spät nach Hause gekommen. Wärest Du eine oder zwei Stunden früher gekommen, vielleicht hätte ich den Mut aufgebracht, Dir meinen Entschluss zu sagen. Doch so ist es besser, das weiß ich. Ich hätte nicht standgehalten, wäre in meinem Entschluss wankend geworden.

Ich gehe fort, weil ich anders leben will. Blicke ich hier, wäre eigentlich mein Leben beendet. Vielleicht sind das zu große Worte, ich weiß aber keine treffenderen.

Einen anderen Mann gibt es nicht, hat es nie gegeben.

Wir werden uns später sehen und aussprechen. Wenn Du es willst. Aber später. Ich kann jetzt die Gründe für meinen Entschluss nicht in allen Einzelheiten darlegen, das kann ich wirklich nicht. Dazu reicht ein Brief nicht, und ich glaube, ich würde mich wiederholen und wirres Zeug schreiben. Wolfgang, Du hast Dich verändert, und Du bist mir fremd geworden. Manchmal

erschrak ich über meine Gedanken und Empfindungen. Ich habe Dich betrachtet und beurteilt, als hätten wir nicht viele Jahre zusammengelebt. Ich habe mich geprüft, ob ich mich verändert habe. Meine Abneigung gegen Dich habe ich versucht zu unterdrücken, habe geheult und mich beschuldigt. Aber es half nichts.

Wenn Du nach Hause kamst, verschlossen, selbstsicher, und ich hatte eine Frage, spürte ich, dass es für Dich äußerst verwunderlich war, weshalb ich überhaupt eine Frage stellen konnte. Deine Antwort, meistens nur der Ansatz einer Antwort, drückte das aus. Wolfgang hat keine Zeit, habe ich gedacht. Das ist alles nur Abwehr bei ihm. Er muss mit seinen steigenden Aufgaben fertig werden. Nein, das war es nicht, und das ist es nicht. Dein Verhältnis zu den Menschen ist anders geworden, ist abstrakt und kühl und unterliegt Zwängen, denen Du Dich früher nie unterworfen hast. Erinnerere

Dich an letzten Silvester. Ich war so froh, dass wir seit Jahren einmal allein feiern würden. Ich erhoffte mir Ruhe und Nachdenken, vielleicht auch ein offenes Wort, gerade am Jahreswechsel. Und ich hatte alles vorbereitet, mich an alte Gewohnheiten erinnert. Zum Beispiel an das Bleigießen. Weißt Du noch, wie viel Spaß das gemacht hat? Wie wir gelacht haben, wenn wir die seltsamen Figuren ausdeuteten, die sich im kalten Wasser gebildet hatten? Und wie wir, abergläubisch ist man ja doch ein bisschen, möglichst Günstiges für uns herausbekamen? Wir hielten lange Reden, leidenschaftlich und mit Feuer, um die eigene Ausdeutung zu verteidigen.

Ja, und dann blieben wir nicht in unseren vier Wänden, sondern gingen ins Klubhaus. Zwei Tage vorher hast Du mir das mitgeteilt. Und der Grund? Der Erste Sekretär, hattest Du erfahren, feiere diesmal, entgegen seiner



sonstigen Gewohnheit, den Jahreswechsel im Klubhaus. Ich versuchte zu protestieren, ein schwacher Versuch, ich weiß. Ich meinte, was es mit uns zu tun habe, wenn der Erste Sekretär, den ich ja schätze, mit seiner Familie im Klubhaus feiere. Du hast mich, wie immer, angehört oder wenigstens so getan und dann gesagt: Es ist notwendig, dass wir dort sind. Du ziehst am besten das lange dunkle Kleid an.

Ich bin mitgegangen, wie immer habe ich mich der „Notwendigkeit“ gefügt. Es war für mich ein schlimmer Jahreswechsel.

Wie mit Röntgenaugen sah ich die Leute im Saal, die einen, die wie Du dorthin gekommen waren, weil es ihnen notwendig erschien, und die anderen, weil sie feiern wollten. Der Erste Sekretär und seine Familie zählten offensichtlich zu den letzteren. Vielleicht zu Deinem Leidwesen. Es kann sein, dass ich keinen Blick für diese

Notwendigkeiten habe! Ich war nicht böse oder wütend, nur traurig.

Du hast mir zu verstehen gegeben, dass sich das nicht gehöre. In einer öffentlichen Silvesterfeier habe die Frau des Vorsitzenden fröhlich zu sein, charmant, reizend, habe nicht Trübsal zu blasen.

Vielleicht übertreibe ich jetzt, doch es waren und sind meine Empfindungen. Ich erinnere Dich auch nur daran, weil das der letzte Anstoß zu meinem Entschluss war. Ich weiß, Du kannst das nicht akzeptieren. Du wirst Erklärungen suchen, die Dir genehm sind oder die Deinem Verständnis entsprechen.

Ich muss neu beginnen. Auch wenn ich schon neununddreißig bin oder gerade weil ich dieses Alter habe. Jetzt kann es noch nicht zu spät sein.

Wolfgang, ich kann mir vorstellen, wie Du diesen Brief liest. Du wirst an Deinem Schreibtisch sitzen, sehr

gerade und sehr ruhig. Du bist allein in der Wohnung, Du wirst Dir trotzdem nichts anmerken lassen, nichts von Deinen Gefühlen und Empfindungen wird sichtbar werden, und ein heimlicher Beobachter könnte nicht die kleinste Unbeherrschtheit feststellen.

Bewunderungswürdig? Möglich! Und wohl auch erstrebenswert für einen Menschen, der eine verantwortungsvolle Aufgabe hat. Doch Haltung darf nicht zum Korsett werden.

Unserem Steffen werde ich auch schreiben. Das wird mir sehr schwer fallen. Wie soll er für meinen Entschluss Verständnis aufbringen? Für ihn war unser Zuhause eine heile Welt. Bitte, Wolfgang, versuche gerecht zu bleiben, wenn Du mit dem Jungen sprichst. Vielleicht verlange ich Unmögliches, doch ich bitte Dich, versuche es wenigstens ihm gegenüber.

Für die nächsten Tage ist alles vorbereitet. Frau Krüger wird jeden Tag kommen. Du kennst sie ja, sie ist sehr

zuverlässig. Ich habe ihr nicht gesagt,  
dass ich für immer weggehe.

Monika

Ich legte den Brief auf den Tisch. Von  
weitem wirkte das Schriftbild  
ausgeglichen, harmonisch. Wie so  
etwas täuschen kann.

Weiß hatte sich zurückgelehnt.  
Während ich las, hatte er sich  
anscheinend zur Ruhe gezwungen.

Der Brief erlaubte mir einen ziemlich  
tiefen Einblick in die innere Welt der  
beiden Menschen, die ich von früher  
kannte. Und er berührte mich auf eine  
seltsame Art. Ich war eingeweiht,  
wusste, dass ich mich nun nicht mehr  
heraushalten konnte. Ich hatte es  
befürchtet. Nun war es geschehen.

Der Mann, an den der Brief gerichtet  
war, sah mich ruhig an. Oder täuschte  
ich mich?

Die Wirkung auf ihn musste anders gewesen sein, nicht so, wie es Monika Weiß im Brief beschrieben hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er, allein im Haus und in seinem Zimmer, beim Lesen dieses Briefes beherrscht an seinem Schreibtisch sitzen geblieben war.

Vielleicht hatte er den Briefbogen zusammengeknüllt und in den Papierkorb geworfen? Doch das wäre dem Papier anzusehen. Oder er hatte die Lampe vom Tisch gefegt, einen Spiegel zertrümmert? Man kann auch erstarren bei so einer Nachricht, ehe man sie begreift, in ihrer Tragweite erkennt.

Ich brach das Schweigen. „Du weißt, wo sie jetzt ist.“

„Ich vermute bei den Eltern.“

„Du vermutest? Hast du sie nicht gesucht?“

„Nein.“

„Es ist doch ein Monat vergangen?“

„Ja, fast ein Monat.“

„Willst du nicht zu den Eltern fahren?“

„Ich? Bin ich denn weggegangen?“

„Es ist wahr, du bist nicht weggegangen.“

„Du hast es gelesen. Sie will mich in absehbarer Zeit nicht sehen und sprechen.“

„Und was soll ich bei der Sache?“

„Du kennst sie. Ich muss Klarheit haben.“

„Und der Brief? Was meinst du zu dem, was sie schreibt?“

Weiß löste sich jetzt aus seiner starren Haltung, legte die Hände ineinander, rieb sie, als wären sie kalt.

„Ich verstehe sie nicht. Ich hatte ja Zeit, darüber nachzudenken, viele Nachtstunden. Auch am Tage überfallen mich die Gedanken, sogar während der Sitzungen. Ein unmöglicher Zustand.“